

publication PN°1
Bibliothek der Provinz

Gerda Sengstbratl

Jenseits der eigenen Hände

Roman in lyrischer Prosa

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978 3 85252 771 0

© Verlag *publication PN*°1 Bibliothek der Provinz A-3970 Weitra

printed in Austria by Druckerei Janetschek, A-3860 Heidenreichstein

Abbildung Umschlag: Michelangelo Caravaggio »Die Wahrsagerin« (Ausschnitt)

Gerda Sengstbratl

Jenseits
der eigenen Hände

Roman in lyrischer Prosa

Watiki

Lene füllte die Tage mit Farben, wie Kinder am Strand ihre Kübel mit Muscheln. Beim Aufwachen schimmerte in ihrem Inneren eine winzige Blumenfee kobaltblau und flatterte umher wie ein Schmetterling.

Es gibt ein Geschäft, in dem Einkaufen wie Reisen ist. »Bitte, Seide, Leinen und Cashmeere.« – »Bitte, Sechzigerjahre.« – »Einmal dunkelblauer Seidensamt.« – »Bitte Biedermeier.« Die Caritas führte an diesem Tag keine Blumenfeen, also änderte Lene die Route: »Bitte einmal Afrika und einmal Göttinnen!« Die Angestellte in Kleiderschürze nickte und führte sie zu einer verschlossenen Tür hinter der Geschirrabteilung. Sie öffnete ihr eine Kammer. Dort blickte Lene sich um. In einer versperrten Vitrine lag Afrika.

»Willst du es mit mir versuchen? Watiki, mein Name.« – »Wie könnte ich sagen, ob ich es mit dir ausprobieren möchte, wenn ich dich nicht kenne. Wir könnten einfach miteinander reden. Bist du nicht mehr, als ein afrikanischer Mann?«

Die Geister meinen es gut

Der Kreis war geschlossen. »The circle is cast. To the air, to the fire, to the earth and to the water.« Lene sang. Sternregen, Sonnenstrahlen, Rauchopfer, Feuerzungen.

Sie hat zwei ihrer Malereien zum Verbrennen nach Otira, in den Busch Ostafrikas geschickt.

Yolanda Okello wird nicht wissen, was sie mit den Bildern anfangen soll. Lene hat die Bilder damals, als niemand sie antastete, gemalt. Die eine Malerei stellte dar, wie sie sich selbst gesehen hat: Eine flirrende Lichtsäule, die sich nach oben verbreiterte und an der Spitze explodierte. An der Säule hingen groß, rund und unberührt Fleischkugeln. Das zweite Bild zeigte, wie sie sich gerne gesehen hätte: eine Hand auf ihrem lichtdurchfluteten Körper.

Im Busch sprangen Acholikriegerinnen von Baum zu Baum. Im Schatten eines gigantischen Baobabs saß eine schwarze Frau. Neben einer Lehmhütte lag ein Handy, das läutete.

»Yolanda! Dein Handy!!«

»Min Watiki? Mama? Spreche ich mit Yolanda Okello? Hier spricht Lene.«

»Lene! Ich habe auf Ihren Anruf gewartet. Fangen Sie an. Ich warte schon seit Tagen.«

»Ich will mich bedanken. Die Geister meinen es gut.«

»Ich weiß, Lene.«

»Min Yolanda, haben Sie meine Bilder erhalten? Ja? Bitte verbrennen Sie beide. Opfern Sie die Bilder den Geistern. Seit heute, nein, seit dem Neubeginn ist alles erfüllt. Ich brauche die Bilder nicht mehr. Ich habe meinen Namen geändert. Ich hatte Sie und die Geister gerufen, ohne an die Macht meines Rufens geglaubt zu haben.«

Es gibt ein Leben jenseits der eigenen Hände

»Min Yolanda? Sie sagen nichts. Sind Sie noch da?«

»Kindchen, ich höre. Sprechen Sie. Ich kenne die Vorgeschichte nicht. Ich kenne doch nur die letzten Entwicklungen. Reden Sie schon.«

»Ich erzähle von Beginn an.«

»Machen Sie das.«

»Sehen Sie? Dort liegt der Säugling, der ich war.«

»Und?«

»Die Kleine war noch ohne Worte. Etwas in ihr zog nach vorne, leicht, wie eine flauschige Feder. Es war hellblaue Hoffnung, die im Weiß verschwamm. Ein zartblauer Sog im Körper dieses kleinen Wesens. ›Wo seid ihr denn, ihr Lustigen?‹, fragte es stumm.

Als kleine Finger über ihrem Gesicht erschienen, füllte sich das Innere mit rotoranger Aufregung. Es loderte, flackerte und ergoss sich in warmheißem Glucksen. ›Was machen wir Lustiges?‹, fragte es wortlos aus dem Kind.

Finger bewegten sich vor Augen, Mund, dem Gesicht. Sie waren ihr Gegenüber, ihr du. Zu ihnen sprach sie. Wenn sie da waren, war es Rot, wenn sie fort waren, war es Hellblau. Ohne Enttäuschung, ohne Warten. Es gab entweder Hellblau oder Rot. Es waren die eigenen Finger, an denen sie saugte und schleckte, die sie aß. Außer ihren eigenen Fingern, der Haut, den Fingernägeln, Daumen, Mondhügeln, Fingerkuppen war da niemand. Kein Du.

Das Du, sobald es vor den Augen des Kindes erschien, war das eigene Ich.«

»Worauf warten Sie? Laufen Sie doch!«, sagte Yolanda mit Nachdruck aus dem Handy.

Lene lief zurück in den Frühsommer von damals.

»Wo liegst du? – Oh. Hier bist du ja.«

Hellblau blickt das Kind in die Helle des Tages. Kein erwachsener Mensch weit und breit. In der Ferne hört sie den Wirbel des Wirtshauses, Traktoren und eine Biene, die ans Fensterglas stößt. »Oh, Kleine«, sagt Lene, »gib mir deine Finger, deine Hände. Ich halte sie dir, ich streichle sie, ich singe dich in den Schlaf. Es gibt ein Leben jenseits der eigenen Hände, mein Kind. Es gibt sie, die Berührung von außen, das Dichtragen und das Dichhalten. Und das Hellblau stimmt und das Rot, das gibt es. Du wirst sehen.«

Nur das Gesicht guckt raus

In der Nacht breitete Lene Spitze über sich, mit der ihre Mutter als Baby zugedeckt worden war. Den Kopf bettete sie auf einen winzigen Lochstickereipolster, an dem ihre Mutter als Kind gestickt hatte. Wenn sie so im Bett lag, erschien Oma Lilli.

Als Baby-Lene da liegt mit dem großen Sehnen und Oma Lilli eintritt, glühen Lenes Wangen, Bauch und Zehen. Lilli hat glatte, zarte Haut. Sanft und still hält sie Klein-Lene beim Hasenfüttern die Finger. Vorm Holzhacken streicht sie ihr über den Kopf. Lilli saß vor dem Krieg in einer Auslage in Budapest als lebende Schaufensterpuppe. Zum Nylonstrümpfe vorführen. Ein Mann schaute sie täglich lieb an. Dann zog sie zu ihm. Die Leute sagten, sie führe ihm den Haushalt. Oma Lilli klebt auf den Bildschirm eine orange getönte Folie, damit das Fußballmatch in Schwarzweiß aussieht, als wäre es in Farbe. Dann sind die Fußballer hautfarben. Bei Lilli sitzt Lene auf Schultern, auf Kopf. Bei der schlüpft sie in die Achselhöhle, unter den Rock, hinter die Schürze. Lilli strickt Lene Socken, näht ihr Felle um die Finger, um Bauch, Hals und Ohren.

Liebherr

Von Neugeborenen tropft es. Sie sind noch nass von der Ewigkeit. Auch Lene trug diese Spuren. Allerdings wurde sie in eine Fleischersippe geboren, wo die Menschen im Inneren Gefrierfächer tragen. Deshalb sah kein Mensch das Nass am frischen Kind.

Hinten in der Halle steht ein Gitterbett mit Inhalt und es riecht nach Reh. Das große Ohr gehört zum Kind, das man nicht sieht, mit dem offenen Mund, den man nicht sieht. Rehkraft legt sich über den Säugling. Rehkraft ist still, hat große Augen. Brazil, aus feinem Gespinst wie Federn, leicht im weiten Sprung, gewebt aus Waldnadeln und Zapfen. Sehen kann man Rehkraft nie. Nur manchmal trifft man auf so ein Reh, das da steht mitten im Feld und schaut. Das Reh spricht zum Kind mit dem großen Ohr: »Alles, was ich habe, bin ich selbst. Das schenke ich dir.« Das Neugeborene aber weiß nicht, was es mit dem Geschenk tun soll.

Montags, wie an jedem Arbeitstag schon um vier Uhr früh aufstehen. Die Fleischer schlüpfen in die weißen Mäntel, in die Stiefel. Noch bevor die Sonne aufging, waren sie da, um das Vieh zu holen. Da weinte die Bäuerin. Beim Abladen brüllten, stampften, drängten sich die Tiere in die hintere Ecke am Laster. Mit Stöcken, mit Seilen, mit Schlägen. Ziehen und Hindreschen. Nur so torkelten sie von der Lade- fläche. Lene war klein. Sah zu. Die Schweine, die Kühe. Vier Männer waren eben stärker. Heute war Schlachttag. Und einmal zu Ostern sogar zwei kleine Ziegen. Da weinte das Kind.

Lene pfeift wie der Vater. Auf Fotos kann man das Kind nicht vom Vater unterscheiden. Die blonden Locken und die Kringel am Kopf.

Hinten am Haus dran, in der gefliesten Schlachthalle war der Ofen geheizt und kochendes Wasser dampfte im Becken. Ein Schuss traf die Kuh am Kopf. Sie schwankte und sank betäubt zu Boden. Einer schnitt die Halsschlagader durch. Grell spritzte Rot und rann dickdampfend auf den Betonboden. Aus dieser Halle floss seit Generationen Blut die kleine Gasse hinunter und versickerte am Wegrand. In Männergesichtern, auf ihren Händen, am Schurz trockneten Blutspritzer.

Lene leckt gekalkte Mauern. Das Walzenmuster auf der Wand verblasst, und ihre Zunge färbt sich weiß.

Mit Messern abstechen, aufschneiden, ausnehmen: Herz, Leber, Beuschel, Hirn, Zunge, das Herz. Zerhacken, zerschneiden, Haut abziehen, pökeln, zermatschen. Bratladen aus Metall lehnten an gelben Gewürzkübeln mit roter Schrift. Därme waschen, Schwanz, Hufe, Haut schmissen sie in Kadavertonnen. Es stank. Dann war es still in der Leichenhalle. Alles geputzt, abgespritzt. Nur ein Reh hing noch am Haken. Hinter der Schlächtereier lagen Kühlräume, groß wie Säle. Auf Zehenspitzen öffnete Lene die schwere Türe: Kälte fiel durch den Spalt und rauchte. Stumm hingen große Tierhälften kopflos an Haken. Lene schob tote Rehe zur Seite wie andere die Perlenschnüre eines Vorhangs, sie stieß mit dem Kopf an die Felle der aufgehängten Rehe wie andere Kinder an Dachbodenbalken. Sie ekelte sich vor Wild. Es war, als würde sie sich selbst essen. Ihr eigenes Fleisch schmeckte wie Reh.

Blut rann die Woche über bis Freitag, dem Wursttag. Im Kutter drehten sie das Tier zu Brat, die Selchöfen waren geheizt. Die Freitagsglocken läuteten drei Uhr, als Lene auf einem Schemel hinter der Wurstmaschine stand: Wursthaut-anstecken. Die leere Haut knarrte wie dünnes Leder. Lene steckte einen Darm nach dem anderen über ein Rohr. Der Fleischer trat auf einen Hebel. Leise surrte das Breitier als Füllung in seine Hülle.

Zwischen Petersilienbüscheln aus Plastik lagen verkleidete Tierstücke in Glasvitrinen. Appetitlich sah das aus.

Lene kam aus einer wahren Dynastie von Fleischhackern: Großvater Josef, Urgroßvater Franz, Großvater Karl, Vater Anton, Bruder Anton, Onkeln und Cousins. Von Generation zu Generation wurde weitergegeben, das Reh, das Kalb, das Schwein sei kein Leben, Kuh und Hase hätten keine Seele. Es wurde so lange wiederholt, bis die Söhne dies glaubten. Bei Söhnen konnte es Jahre dauern, bis sie gefühlstaub waren. Als sie nichts mehr spürten, taten sie so, als ginge es hinten im Schlachthaus mit rechten Dingen zu. Ein angesehener, seriöser Beruf sei das, behaupteten sie dann. Irgendwer müsse sich eben dafür hergeben und es erledigen. Zudem ermöglichten Fleischer so den eigenen Kindern ein Leben, sagten sie dann stolz.

Jetzt hing dort über dem Haus dick ein Tierseelenschleier, kalt wie ein Eiskasten. Diejenigen, die wussten, dass etwas faul war, machten schon lange einen weiten Bogen um die Schlächter, deren Frauen, die Kinder, das Haus. Aber das Schnitzel schon, den Rostbraten, das gekochte Rindfleisch, das Hirn, Beuschel und Leberknödel in der Knochensuppe.

Es gab Söhne, bei denen die Gefühlsbetäubung nie gelang. Antons Haut war so dünn, dass er buchstäblich verrückt wurde, und bei Großvater Josef war es nicht anders gewesen: Er lag im grauen Morgenschneelicht in einem Graben in Russland mit Gewehr. Im Dämmerlicht zielte er und sah nicht scharf. Er drückte ab. Großvater hatte ihn gekannt. Er kam zurück aus dem Krieg, und als er wieder nach dem Messer griff, um zuzustechen, zitterten seine Hände. Ihm wurde schon am Morgen übel. Sie zitterten auch beim Nachfüllen des Weißweins ins Römerglas. Er trank. Wenn Blut floss, floss auch Alkohol. Da fließt immer Alkohol.

In Fleischermännern verschwammen die Grenzen zwischen Seele und Seele, zwischen Leben und Leben. Jeden Wochentag schon am Morgen mit dem Messer in der Hand nach hinten in den Schlachthof. Sagen: »Ein Schwein ist kein Leben. Eine Kuh hat keine Seele.« Dann zustechen. Das Fühlen war und blieb gedämpft, beim Zustechen genau wie beim Lieben. Hinten im Schlachthaus gefühlstaub, hieß vorne im Haus gefühlstaub mit Frau und Kindern.

Natürlich hätte so ein Mann sich sagen können: »Ein Kalb ist ein Leben. Ein Reh hat eine Seele.« Dann hätte er sein Kind, das noch nass von der Ewigkeit war, in den Armen gewiegt und geweint. Und dann hätte er seine Frau fest gedrückt und stark geliebt. Dann hätte er den Beruf gleich an den Nagel hängen können, oder wäre verrückt geworden, oder Säufer.

Fleischermänner trugen innen Gefrierbeutel, dann froren ihre Kinder. Lene fröstelte.

GERDA SENGSTBRATL wurde 1960 geboren, wuchs im Mühlviertel, OÖ, auf, studierte Anglistik, Amerikanistik und Romanistik an der Universität Salzburg, in den USA und in Frankreich. Forschungen und Publikationen zum Geschlechterverhältnis, Erwachsenenbildnerin, Universitätslehrbeauftragte, Fremdsprachenlehrerin an einem Gymnasium, Autorin, Malerin, weit gereist mit Schwerpunkt arabischer Kulturkreis und Subsaharaafrika, Erbin des Vereins zur Förderung des Lachens (ruhend).

Publikationen und Prämierungen

Rinnen, rinnen. In: Flüsse, Ufer, Brücken. Hgin. Ruth Aspöck, Verlag die donau hinunter 2004.

Zeichnungen in: Petra Ganglbauer, Glöckchen, Nachtprogramm, das fröhliche Wohnzimmer, edition 2005.

Die Mädchen KoKoKo-Stunde, BMuK-Studie zur geschlechtssensiblen Lernkultur, Amedia Verlag, Wien 1999.

Prämierung der Erzählung Mango, Grigri und Seele aus Afrika, DIE WIENERIN, Literaturwettbewerb 2004.

Cornelia von Goethe Literaturstipendium 2005.

»Freiheit ist mir sehr sehr wichtig ...« Die Mädchen-KoKoKo-Stunden (Kommunikation, Kooperation und Konfliktlösung) einer Klasse als Methode der Gewaltprävention und Mädchenstärkung in der Schule. In: Frauenkreativität Macht Schule, Hgin. Mechthild von Lutzau, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1998, 264–271.

»Schleich dich, du hurige Schlampe!« – Verbale Gewalt von Buben gegen Mädchen – ein Bericht aus der schulischen Praxis. In: ide, Sprache und Sexualität, 2/96.

Danksagung

Meine Mutter, mein Vater und meine Geschwister Helene
und Rudolf Sengstbratl geben mir Wurzeln und nähren sie.
Alain Bigongo spinnst Fäden und knüpft und webt uns alle zusammen.

publication PN°1
Bibliothek der Provinz

Verlag für Literatur, Kunst und Musikalien